
Schweitzer, Simon D.: *Schrift und Sprache der 4. Dynastie*. Wiesbaden: Harrassowitz, 2005. XI, 652 S. 8° = MENES. Studien zur Kultur und Sprache der ägyptischen Frühzeit und des Alten Reiches 3. Geb. 128,00 €. ISBN 3-447-05137-X. – Bespr. von Carsten Peust, Konstanz.

In diesem Werk, das auf eine Dissertation unter J. Kahl zurückgeht, legt Simon Schweitzer eine umfassende Be-

handlung der Schrift und Sprache der Texte aus der ägyptischen 4. Dynastie vor. Die Arbeit zeigt in Anlage und Aufbau deutliche Anklänge an die Untersuchung von Kahl,¹ der das Schriftsystem der vorangegangenen Epoche behandelt hatte.

Die Texte der 4. Dynastie (ca. 26. Jhd.) verdienen prinzipiell ein erhebliches Interesse, weil die ägyptischen Schriftäußerungen in dieser archaischen Epoche langsam gesprächiger werden und neben bloßen Namen und Titeln jetzt häufiger auch schon ganze Sätze enthalten. Während bei Kahl die Behandlung des Schriftsystems noch allein gestanden hatte, kann Schweitzer immerhin einhundert Seiten der Grammatik seiner Texte widmen, obwohl auch in seiner Arbeit die ausführliche Darstellung des Zeichengebrauchs noch den Hauptteil ausmacht.

An die Lektüre des Grammatikteils wird so mancher Leser mit der gespannten Erwartung herangehen, hier womöglich Aufschluss über bislang unbekannt Merkmale der frühesten fassbaren Sprachstufe des Ägyptischen zu finden. Die grammatische Analyse dieser immer noch recht spröden Texte, in denen eine ziemlich defektive Graphie einen Großteil der grammatischen Morphologie verdeckt und nicht wenige Satzmuster ausschließlich in Form von Personennamen belegt sind, kann derartige Hoffnungen jedoch nur teilweise erfüllen. Der Ägyptologe ist unweigerlich gezwungen, zur Interpretation Wissen an die Texte heranzutragen, das er späteren, besser erschlossenen Sprachstufen entnimmt. Auch der Vf. kann sich dem nicht verschließen und überträgt auf sein Korpus in großem Umfang Kategoriensysteme aus dem späteren Altägyptisch oder gar Mittelägyptisch, für die strenggenommen in seinen Texten keine synchrone Evidenz besteht. So ist Schweitzers ausführliche Darstellung des Verbalsystems mit zahlreichen Tempora nebst einer Aktiv-Passiv-Distinktion und an die sogenannte Standardtheorie der mittelägyptischen Syntax angelehnten Transpositionen (S. 147–187) weitgehend nichts als der Versuch, vorgefasste Kategorien in den meist morphologisch unmarkierten Verbalgraphien wiederzufinden. Von den Nisben, die aus Substantiven Adjektive ableiten sollen (S. 118–121), ist in der 4. Dynastie auf der Schriftebene wenig zu sehen. Die bekannte Regel, dass das pronominale Objekt dem nichtpronominalen Subjekt vorangeht, wird von dem Vf. zwar vertreten (S. 131), durch die beiden in seinem Textkorpus verfügbaren Graphien jedoch nicht bestätigt: Einmal liegt gerade die umgekehrte Folge vor, so dass zusätzlich eine graphische Transposition angenommen wird (S. 565); der zweite Beleg ist inhaltlich mehrdeutig. Die ganze Kategorie des abhängigen Pronomens wäre aus dem Material allein der 4. Dynastie nur schwer zu gewinnen, da die meisten Belege auch andere Deutungen zulassen; und dergleichen mehr.

In gewisser Weise ist Schweitzers Vorgehen durchaus legitim und hat sein Vorbild in der alltäglichen ägypto-

logischen Arbeitspraxis. Bei jeder Textlektüre wendet man Wissen an, das sich aus dem vorliegenden Text allein nicht gewinnen ließe, sondern aus anderen Texten mit potentiell mehr oder weniger stark abweichendem grammatischem System ergänzt wird. Dennoch mag mancher Leser bedauern, dass der Vf. in dieser einer eng umrissenen Sprachstufe gewidmeten Untersuchung nicht in höherem Maße angestrebt hat, das wirklich aus dem Material zu Begründende von reinem Transferwissen, so weit es eben geht, abzugrenzen.

In manchen Fällen legt Vf. Analysen vor, die als ungewöhnlich bis unplausibel bezeichnet werden müssen. Die von ihm vorgeschlagene Regel zur Frage, wann der Quantor *nb* für mehrere Substantive gemeinsam steht und wann er bei jedem Substantiv wiederholt wird, ist aus den zitierten Belegen nicht ablesbar (S. 122). In dem auf S. 137 zitierten Passus dürfte in *r=s* das Suffix *=s(n)* der 3. pers. pl. vorliegen, dessen *-n* nach Präpositionen auch sonst oft fehlt.² *jr.t=f* „was er machen soll“ (S. 167, 183) würde man gemeinhin nicht als *sdm.tj=fj*, sondern als Relativform verstehen. In dem auch später noch sehr gebräuchlichen (z. B. Urk IV 81,17; 225,3; 1772,12) Frauentitel *dd.t h.t nb.(t) jrj.t(j) n=s* „die alles sagen kann, und es wird ihr getan“ (S. 182; vgl. auch S. 244 Anm.) wird das passive *jrj.t(j)* kaum mit Vf. ein substantivischer Aorist sein, wie auch das konsequente Fehlen der Geminatio zeigt. Der Ritualtext *jjj jnj* kann nicht bedeuten „komm und bringe!“ (S. 152f.), sondern „es kommt einer, der (etwas) bringt“.³ Den Satz *qrs.t(j)=f m zmj.t jmnt.t jw nfr wr.t* würde Rez. nicht übersetzen „er werde in der westlichen Wüste bestattet, wenn er alt und besonders schön ist“ (S. 153), sondern „... (in) sehr schönem Alter“.

Lassen sich für die Sprache der 4. Dynastie spezifische Merkmale erkennen? Vf. macht hier interessante Beobachtungen besonders aus dem Grenzbereich zwischen Morphologie und Graphematik, so etwa dass der Infinitiv der Verben 2gem den zweiten Radikal noch nicht wie später redupliziert schreibt (S. 198). Eine von ihm herausgestellte wirklich sprachliche Besonderheit soll darin liegen, dass die Verbalform des *sdm.n=f* das Präsens und nicht, wie später, das Präteritum bezeichne (S. 185–187). Diese These wäre recht revolutionär, soll hier jedoch, da die Argumente eher glottogonischer Natur sind und kein wirklicher Beleg für ein *sdm.n=f* in Präsensbedeutung angeführt wird, in Frage gestellt werden. Die ägyptische *sdm.n=f*-Bildung, die sich auf eine dativische Konstruktion zurückführen lässt („ihm ist gehört“ > „er hat gehört“), steht offensichtlich in einem Zusammenhang mit dem in vielen anderen Sprachen fassbaren Phänomen, dass ein im weitesten Sinne possessiver Aus-

² A. M. Blackman, Notes on Certain Passages in Various Middle Egyptian Texts, *Journal of Egyptian Archaeology* 16, 1930: 64f.; E. Edel, *Altägyptische Grammatik*, Roma 1955/64: § 164; C. Peust, Objektspronomina im Ägyptischen, *Lingua Aegyptia* 10, 2002: 311 Anm. und 314f.

³ J. Quack, Gibt es einen stammhaften Imperativ *hyj* „komm“?, *Lingua Aegyptia* 12, 2004: 136; für Berücksichtigung durch Vf. zu spät erschienen.

¹ J. Kahl, *Das System der ägyptischen Hieroglyphenschrift in der 0.–3. Dynastie*, Wiesbaden 1994.

druck als Perfektparaphrase fungiert. Dies finden wir etwa in der Form „er hat gehört“ des Deutschen und vieler moderner europäischer Sprachen sowie auch schon des Hethitischen, in einer dativischen Konstruktion im Neuarabischen, die schon öfters mit dem Ägyptischen verglichen wurde, aber auch mit einem genitivischen Ausdruck („sein ist das Gehörte“ > „er hat gehört“) im Altpersischen und im klassischen Armenisch.⁴ Es dürfte zwischen all diesen Sprachen mindestens eine typologische Parallele bestehen,⁵ wahrscheinlich aber doch auch ein historischer Zusammenhang. Dies macht eine These unwahrscheinlich, dass ausgerechnet das ägyptische *sdm.n=f* ursprünglich nicht perfektisch gewesen sein sollte; eine solche müsste durch reale Belege bestätigt werden.

Basierend auf einer Idee Depuydts argumentiert der Vf. (S. 156f.), dass im Alten Reich der Adjektivsatz (Adjektiv + Subjekt) einen ewigen Zustand, der Satz mit stativischem Prädikat (Subjekt + Stativ des Adjektivverbs) hingegen einen erst durch einen Prozess entstandenen Zustand bezeichne. Der Ansatz scheint attraktiv, da ein funktionaler Unterschied zwischen beiden Konstruktionen ansonsten bisher nicht gefunden werden konnte, er involviert aber schwierige Annahmen hinsichtlich der Semantik von Personennamen und der Möglichkeit bzw. Unmöglichkeit bestimmter Fälle von graphischer Transposition aus Ehrfurcht. Weiter findet man zumindest aus dem späteren Alten Reich leicht Belege, die klar gegen die beschriebene Hypothese sprechen,⁶ so dass Rez. sich ihr vorerst nicht anschließen möchte.

Nun gibt es ein Merkmal, das von dem Vf. nicht als Spezifikum seiner Texte herausgestellt wird, möglicherweise aber noch einmal eingehender betrachtet werden sollte. Dabei handelt es sich um die Tendenz, Sätze zu vermeiden, in denen mehrere nichtpronominale satzunmittelbare Nominalphrasen auftreten würden. So sagt man zwar *jn z3=f jri n=f* „sein Sohn hat (es) für ihn gemacht“ mit nichtpronominalem Subjekt (zitiert S. 190), aber *z3 z3.t=s swt jri n=s nw* „ihr Enkel – er hat dies für sie gemacht“ (zitiert S. 142), wo ein explizites Objekt hinzutritt, dafür aber das Subjekt nach links ausgelagert und im Kernsatz nur in Form des Pronomens *swt* wiederholt wird. Ein weiterer Beleg, in dem ein Aktant einmal pronominalisiert im Kernsatz und ein zweites Mal nichtpronominalisiert in peripherer Stellung realisiert wird, ist *w3 ht(j) n=f dbht-htp n z3-nzw Mnw-bc i=f r nb* „es werde ihm täglich ein Totenopfer dargebracht – dem Prinzen Minchaf“ (zitiert S. 143 und 193f., dort noch ein weiteres derartiges Beispiel); hier wäre also vermieden worden, im selben Satz sowohl ein nichtpronominales direktes Objekt als auch ein nichtpronominales indirektes Objekt zu setzen. Falls man eine solche Regel erhärten könnte, wäre dies ein Kandidat für eine tatsächlich sprachliche Besonderheit gegenüber dem aus späterer Zeit bekannten Ägyptisch.

⁴ Zu letzteren siehe E. Benveniste, *La construction passive du parfait transitif*, *Bulletin de la Société de Linguistique* 48, 1952: 52–62.

⁵ In diesem Sinne L. Depuydt, *On the Origin of the Egyptian Suffix Conjugation*, *Lingua Aegyptia* 11, 2003: 29–31.

⁶ E. Edel, *Altägyptische Grammatik*, §§ 362bb, 944, 946, 949.

Fallweise überzeugender als im Bereich der Grammatik sind Schweitzers Ausführungen zum Graphiesystem. Gut die Hälfte des Buches wird von einer Zeichenliste beansprucht, die alle Belege aller Hieroglyphen und in Anmerkungen dazu auch verschiedene Diskussionen enthält. Dort wird etwa die bisher im Wesentlichen erst aus der griechisch-römischen Zeit bekannte Lesung *hr* für die Eselskopfhieroglyphe (F53) überzeugend schon für das Alte Reich nachgewiesen (S. 269f., Anm.). Den sich somit als *shr m sp3.wt t3-mhw* darstellenden Titel würde der Rez. als „Beruhiger in den Gauen Unterägyptens“ übersetzen wollen (vgl. Wb IV 208 mit ähnlichen Titeln), ebenso wie das von Vf. problematisierte Verb *hr* in den medizinischen Texten, im *Medizinwörterbuch*⁷ nur als „Verbum der Krankheitsbeseitigung?“ registriert, trotz des unpassenden Determinativs wohl am einfachsten als „ruhig werden“ verstanden werden kann: *r hr=s* „bis sie (= die Krankheit) ruhig wird/abklingt“. Somit entfällt der Anlass, mit Vf. ein bisher unbekanntes Verb *hr* „entschwinden“ zu postulieren.

Beachtenswert, wenn auch im Detail möglicherweise noch modifikationsbedürftig, ist der ausführliche Versuch (S. 58–66), Regeln für die nicht triviale Frage zu finden, welche Abfolgen zweier Konsonanten in der ägyptischen Schrift mit einem Zweikonsonantenzeichen notiert werden.

Vf. legt für das schwierige und bisher nicht befriedigend gelöste Thema der Klassifikation ägyptischer Schriftzeichen einen ganz neuen Ansatz vor (S. 38–53), der die Zeichendistribution anstelle funktional orientierter Überlegungen in den Vordergrund stellt. Ergebnis ist ein System von 2 „Hauptkategorien“ mit insgesamt 6 „Untergruppen“. Die sich so ergebenden Gruppen, für die Vf. keine griffigen Namen vorschlägt, decken sich mit den traditionell angenommenen Zeichenklassen so gut wie gar nicht. Es ist natürlich nicht einfach, einen neuen Vorschlag zu dieser Thematik überhaupt zu evaluieren. Der Rez. möchte aber anregen, dass man sich in der Frage der Zeichenklassifikation an den Erfahrungen orientieren sollte, die bisher in dem besser erschlossenen Bereich der Klassifikation linguistischer Einheiten gemacht worden sind. Während früher zum Beispiel Wortarten sehr formal gewonnen wurden (so wird man in älteren deutschen Schulgrammatiken Aussagen finden wie die, ein Substantiv sei diejenige Wortart, die mit einem Artikel kombinierbar sei, etc.), ist man mittlerweile mehr zu funktional orientierten Klassifizierungen übergegangen, welche den Vorteil haben, sich auch übereinzelsprachlich anwenden zu lassen. Analog ist dann wohl zu empfehlen, für die Definition von Schriftzeichenkategorien nach solchen Merkmalen zu suchen, die sich potentiell auch auf andere Schriftsysteme wie babylonische Keilschrift, Japanisch oder auch die Lateinschrift anwenden lassen könnten, mit einem Wort: die nicht formale, sondern funktionale Kriterien in den Mittelpunkt stellen. In diesem Sinne jedenfalls wäre

⁷ H. v. Deines & W. Westendorf: *Wörterbuch der Medizinischen Texte*, Berlin 1961: 567.

Schweitzers Ansatz kein Schritt in die richtige Richtung. Dies heißt nicht, dass seine Analyse sich nicht für bestimmte Fragestellungen als durchaus fruchtbar erweisen könnte.

Zusammenfassend ist zu sagen, dass der Vf. eine materialreiche Untersuchung zu einem ebenso faszinierenden wie schwierigen Thema vorgelegt hat, dem er mit detaillierter Aufarbeitung der Belege und reichhaltiger Diskussion der Sekundärliteratur zu Leibe gerückt ist. Der Vf. hat sich an mehreren Stellen bemüht, dem spröden Textmaterial originelle Neuansätze abzugewinnen, die interessante Denkanstöße liefern, aber nicht immer überzeugen. So sind bis auf weiteres in der Sprache der 4. Dynastie kaum deutliche Unterschiede zur viel besser bekannten Sprache des späteren Alten Reiches zu erkennen. Von bleibendem Wert sind vor allem die detaillierten Listen zum Gebrauch der einzelnen Grapheme und die Beleglisten mit dem Nachweis aller aus der 4. Dynastie bezeugten Verbalformen.